

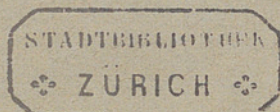
# Lebensbild

von

## Heinrich Ernst-Ott

geboren Winterthur, 4. Oktober 1835  
gestorben Zürich, 17. Januar 1913.

(Für die Verwandten und Freunde  
als Manuskript gedruckt)



Zürich 1913 :: Schultheß & Co.

*G. 913*  
*Dr. Kern. Ercher*







Denn keiner lebt ihm selber und  
keiner stirbt ihm selber.

Leben wir, so leben wir dem Herrn;  
sterben wir, so sterben wir dem Herrn;  
darum wir leben oder sterben, so sind  
wir des Herrn.

Denn dazu ist Christus auch ge-  
storben, auferstanden und wieder  
lebendig geworden, daß er über Tote  
und Lebendige Herr sei.

(Röm. 14, 7—9).

## Heinrich Ernst-Ott

Geboren in Winterthur am 4. Oktober 1835 als  
zweitjüngstes von acht Kindern des **Joh. Jakob  
Ernst**, Kaufmann zum «Tannenberg», Stadtrat,  
Bauinspektor und Oberstleutnant eines Auszuger-  
Bataillons und der **Caroline Haggemacher**  
aus dem «Hirschengut».

Einige Notizen aus dem Stammbaum der  
Familie Ernst und über die direkten Vorfahren des  
Heinrich Ernst mögen hier zur Orientierung an-  
gebracht sein.

Der (von Alfr. Ernst in Winterthur) im Jahre  
1890 herausgegebene Stammbaum erwähnt des  
ersten nachweisbar in Winterthur 1470 «am Graben»  
wohnhaften Johannes Ernst. Weder dessen Her-  
kunft noch Nachkommenschaft lässt sich feststellen,  
dagegen gilt als erster genealogisch beurkundeter  
Stammvater: Peter Ernst, welcher ca. 1490 geboren,  
1529 in den Kappelerkrieg zog und am gleichen  
Tag 1564 mit seiner Frau an der Pest starb.

Mit Ausnahme von einem in der 6. Generation drohenden Aussterben der Familie entwickelte sich dieselbe bis heute durch 15 Generationen und lebt noch in vielen Zweigen fort, welche sich gleich denjenigen einer alten Eiche weit über den Standort ausbreiten.

Die meisten Vorväter Heinrichs bekleideten Ehrenämter wie Stadtrichter, Stadtschreiber, Großrat, Mitglied des kleinen Stadtrates, Prokurei-Verwalter, Kantonsrat usw., während die nähern Vorfahren durch etwa 200 Jahre als Tuchhändler «zum Pfauen» bekannt waren. — Vom Großvater Hans Jakob hatte der Vater Heinrichs, Jean Jaques genannt, anlässlich seiner Verhehelichung mit Elise Forrer 1822 das Geschäft übernommen, bestehend im Zwischenhandel zwischen den Baumwollwebern und den Verkaufsstellen.

Infolge seines jähen Todes im März 1840 blieben Heinrich nur wenig Erinnerungen an den Vater, der, einer Typhus-Epidemie zum Opfer fallend, im besten Mannesalter mitten aus seiner vielseitigen Amtstätigkeit und aus seiner großen Familie dahingerafft wurde. Er hinterließ eine gesundheitlich zart veranlagte Witwe mit acht unerwachsenen Kindern zwischen 15 Jahren und 3 Monaten.

Da außerdem beim frühen Hinschied des Vaters die waisenamtliche Untersuchung eine höchst bedenkliche Situation des Geschäftes feststellte, so war die Bestürzung in der Familie groß und bedeutete diese Tatsache für die verwaiste Familie eine sorgenvolle Zukunft und schwere Jugendzeit für die Kinder.

Aber wie es oft im Leben geschieht, so schmiedete auch da die große Erzieherhand unseres treuen Gottes sich auf so harter Grundlage wackere und tüchtige Kinder heran.

Der Familienrat beschloß die Witwe zu entlasten durch Versorgung eines Teils der Kinder bei Verwandten. Mit schwerem Herzen schickte sich die Mutter in diesen Beschluss und so kamen der älteste Sohn Theodor (später Optiker in Zürich) und die zweitälteste Tochter Caroline zunächst nach Holland zum kinderlosen Onkel Haggemacher, welchen fremder Dienst ins Zieglersche Regiment dorthin verschlagen hatte. Der zweitälteste Sohn Fritz, (der vor zwei Jahren verstorbene Prof. Dr. med. F. Ernst) fand familiäre Aufnahme bei dem väterlichen Freund Kaspar Reinhart auf dem «Heiligen Berg» in Winterthur.

Heinrich, der jüngste Sohn blieb mit den übrigen zwei Brüdern und zwei Schwestern bei der treubesorgten Mutter, und absolvierte die Schulen der Vaterstadt mit grossem Fleiß und Erfolg. Noch lange haben ihm die Erinnerungen an die Schulzeit, an das Studium der lateinischen und griechischen Sprache, wie auch an seine Funktion im Kadetten-Corps als Clarinettbläser die Mußestunden erheitert, und oft hat er bedauert, durch die fehlenden Mittel damals am weitem Studium verhindert worden zu sein.

Heinrich Ernst trat dann zur kaufmännischen Lehre in die Firma Geilinger & Blum, Agentur in Baumwolle (heute Paul Reinhart & Co.) ein, wo er als jüngster Lehrling nach damaliger Sitte auch

die Arbeiten für Heizung und Beleuchtung der Comptoir-Räume zu besorgen hatte. Als in jenem Jahre (1852) Napoleon III zum Kaiser gewählt wurde und alle französisch gesinnten Blätter dem Kaiser entgegenjubelten: «Vive l'Empereur!» rief Heinrich beim Füllen und Reinigen der Lampen in ironischer Parodie: Vive Lampenoel! — Aehnliche Wortspiele liebte er sein Leben lang.

Neben den langen Bureaustunden erlernte er die fremden Sprachen um nach vollendeter Lehrzeit in die Fremde zu ziehen. Der Zustand der schon längere Zeit durch Schlaganfälle gelähmten Mutter war inzwischen so bedenklich geworden, daß der strebsame Sohn seine Abreise verzögern musste. Nur mit schwerem Herzen entschloß er sich schließlich mit seinen 20 Jahren doch am 9. Januar 1856, die leidende Mutter zu verlassen, um sich nach Marseille zu begeben, wo er zuerst in einer Importfirma für Schwefel tätig war.

Am 17. Januar 1856 wurde die Mutter von ihrem Leiden erlöst und es betrübte den in der Fremde weilenden anhänglichen Sohn tief, daß er bei ihrem Hinschied nicht zu Hause sein konnte.

Gleich anfangs hatte ein Vetter seiner Mutter den strebsamen Jüngling ins Auge gefasst, um ihn zu einem tüchtigen Kaufmann heranzuziehen und schon am 28. Juli desselben Jahres (1856) siedelte Heinrich Ernst nach Lyon über, wo er in der Firma dieses Vetters, Forrer & Vernier, zum ersten Mal mit der Seidenbranche bekannt wurde.

Immer hat er sich gerne an seinen Lyoner Aufenthalt erinnert und die Freundschaft mit seinen

dortigen Freunden fortgesetzt. Es seien hier einige derselben erwähnt: Alfons Bischoff, Kaufmann von Basel († 1884 in Zürich), Heinrich Reinhart von Winterthur in Zürich, Carl Eschmann, später Prof. an der Musikschule in Lausanne († 27. I. 1913 daselbst), Conrad von Wyss, C. Sulzberger und Rud. Huggenberg in Winterthur, der letzte heute noch lebende Lyoner Freund. Im Sommer 1896 besuchte Heinrich Ernst mit einem Sohne die hochbetagte Witwe seines Lyoner Prinzipals, Frau Forrer-Débard, auf ihrem Landgut bei Nyon, anlässlich der Schweiz. Landesausstellung in Genf.

Die französische Sprache pflegte er noch lange, indem er sie in seinen Privatbüchern verwendete. Kleinere Episoden aus der Fremdenzeit erzählte er gelegentlich. Unvergesslich blieben ihm die einzigen Ferien, welche er im Mai 1859 von Lyon aus zu einem Besuche in der Heimat benützte, weil in jene 3<sup>1/2</sup> Wochen nur ein Tag schönen Wetters fiel. Natürlich empfand er dabei auch ganz besonders das Fehlen seiner sobald nach der Abreise verstorbenen treu geliebten Mutter.

Zum grossen Leidwesen des Herrn Forrer, der dem jungen Vetter besonderes Wohlwollen entgegenbrachte, verließ Heinrich Ernst die Stellung doch im Mai 1862 und kehrte via Marseille, Toulon, Genua, Florenz, Turin, Mailand in die Schweiz zurück, um dann bei der Firma Fleiner père & fils in Basel einzutreten. Im März des folgenden Jahres (1863) ließ er sich sodann in Zürich nieder, wo er bei der ältesten inzwischen mit Kaufmann Johann Geßner im Oberdorf verehelichten Schwester Julie

Aufnahme und Ersatz fürs Elternhaus fand. Gleich anfangs hatte ihn dort das Nervenfieber auf das Krankenlager geworfen und einmal im Delirium nachts veranlaßt vollständig angekleidet ausgehen zu wollen, als ihn der inzwischen erwachte Schwager gerade noch daran verhindern konnte. Lebenslänglich verband ihn Dankbarkeit für genossenes Gastrecht im Gessnerschen Hause und treue Anhänglichkeit mit der Schwester und deren Familie, was er durch seine regelmässigen Sonntagsbesuche bis gegen seinen Lebensabend bezeugte.

Heinrich Ernst hatte sich 1863 mit Leonhard von Muralt associert und unter der Firma Muralt und Ernst den Handel in Rohseide und Seidenabfällen in Commission aufgenommen. Im Sommer 1864 wurde eine zweimonatliche Reise nach Paris und London ausgeführt. Leider entwickelte sich das Geschäft nicht zur Befriedigung der Teilhaber und eingetretene Meinungsverschiedenheiten, wie erhebliche Verluste, veranlaßten die Auflösung der Firma. Darauf führte Heinrich Ernst das Geschäft auf eigenen Namen weiter, zuerst im Schinzschen Hause an der Bahnhofstrasse (dem einzigen noch am damaligen Fröschengraben stehenden Patrizierhaus), dann (1872/74) im Bleicherweg und vom Jahre 1874 an im Entresol des Hauses Münsterhof 14, wo das Bureau über 30 Jahre blieb.

Es war begreiflich für den strebsamen Mann, daß er sich nach einem eigenen Hausstand sehnte, stand er doch bereits mitten in den Dreissigen. Da Heinrich Ernst sich aber an den für seinen festen Charakter zeugenden Grundsatz halten wollte,

nicht zu heiraten bis sein Einkommen ihm die Gründung des eigenen Herdes, dem Stande eines tüchtigen Kaufmanns entsprechend, gestatten würde, so musste vor Allem das Geschäft wieder auf eine Höhe gebracht sein, welche regelmäßige Einkünfte sicherte. Es ist seinem Fleiß und Ausdauer in zwischen gelungen, dieses Ziel in wenigen Jahren zu erreichen. Alte Beziehungen, die in Zürich aufgefrischt wurden und zu neuen Freundschaften führten, boten Gelegenheit, seine zukünftige Lebensgefährtin kennen zu lernen.

Im April 1872 verlobte sich Heinrich Ernst mit Louise Victoria Ott, der zweitältesten Tochter des Oberst Hans Ott, Waffenchef der Kavallerie, der im Herbst 1865 mitten aus seiner militärischen Laufbahn von einem Herzleiden hinweg gerafft worden war.

Am 26. August 1872 wurde die Ehe vom damaligen Geistlichen der französischen evangelischen Kirche, Pfarrer Jaccard, in der Kirche zu Zollikon eingesegnet und bald zogen die Neuvermählten im Elternhaus der jungen Frau im Zeltweg ein, 30 Jahre lang das Erdgeschoß desselben bewohnend.

Der Ehe entsprossen drei Söhne, und es war des Verstorbenen fester Wille, sie durch stramme Erziehung und gute Schulbildung für das Leben vorzubereiten.

Sein gerader und friedliebender Charakter, verbunden mit einem tief verborgenen religiös veranlagten Sinn für alles Gute, Edle, Wahre und Schöne und mit einem festen männlichen Willen,

bot ihm eine gute und sichere Grundlage zu dieser nicht leichten Aufgabe.

Wenn Heinrich Ernst auch nicht immer die nötige Zeit fand, sich seiner Familie zu widmen, so war doch sein ganzes Herz aufs Wohl der Seinigen gerichtet. Konnte er sich auch nicht immer in die Lage einer besorgten Gattin oder der nach berechtigter Freiheit strebenden, der Nachsicht und Geduld bedürftigen Knaben versetzen, oder auch mit Gutmütigkeit etwas durchgehen lassen, oder vermochte er auch verborgene Mächte nicht zu erkennen, so hatte er eben doch stets das Wohl der Familie im Auge, und bewies durch diese festen Charakterzüge seinen besten Willen Friede, Gerechtigkeit, Wahrheit und Zucht zu üben.

Eher etwas verschlossen und mit seiner (wie er oft sagte) angeborenen Neigung zu Melancholie, vermochte Heinrich Ernst oft nur schwer über eintretende Schwierigkeiten hinwegzugehen. Aber seine Lebensenergie verlieh ihm doch immer wieder Kraft zum Überwinden und Mut, auf dem Weg zum vorgesteckten Ziel vorwärts zu gehen. Hatte Heinrich Ernst stets tief bedauert, daß das großväterliche Geschäft mit dem frühen Tod des Vaters liquidiert werden mußte, so hatte er um so fester als Lebenszweck ins Auge gefaßt, für seine Söhne ein lebensfähiges, auf gesunder Basis geleitetes Geschäft zu gründen und fortzusetzen.

Eine genau geordnete Lebensweise sorgte für Gleichgewicht zwischen geschäftlicher Anspannung und privaten Liebhabereien.

Viele Jahre pflegte er das Kegelspiel im Bekanntenkreis am Freitag Abend, und sobald die Temperatur des Seewassers das Minimum, das er sich selbst vorgeschrieben hatte, erreichte, begann er seine Saison im Seebaden, wie er überhaupt gern alles bestimmten Regeln unterzog. Außerdem stählte er seinen Körper durch Kaltwaschungen jeden Morgen, bis die Altersbeschwerden ihn daran zu hindern begannen.

Mit vorbildlicher Sorgfalt beobachtete er täglich die Witterung bis in die letzten Jahre durch gewissenhafte Zusammenstellung aus den Berichten der Schweiz. Meteorologischen Zentral-Station. Die Gewissenhaftigkeit in seinen Arbeiten ließ wohl eine akademische Befähigung verraten, wie dies auch in seinem ausgesprochenen Rechtssinn zu Tage trat.

Sehr musikliebend und mit feinem musikalischem Gehör begabt, brachte er es durch zähe Ausdauer im Violinspiel ziemlich weit und konnte auch ihm besonders im Gedächtnis gebliebene Melodien auf dem Klavier frei wiedergeben. Allerdings nur zu seiner individuellen Erholung und Übung pflegte er jeden Sonntag eine Stunde dem Violinspiel zu widmen bis im vorgerückten Alter die Finger zu steif wurden.

Im Jahre 1880 benutzte er die zahlreichen Regentage eines Ferienaufenthaltes in Morschach zur Vervollständigung des Familien-Stammbaumes bis in die Mitte der Sechziger Jahre nach einem Auszug des Winterthurer Stadtarchives.

Den Sinn für die bildende Kunst suchte er im Zürcher Kunst-Verein zu pflegen, dessen Zusammenkünfte im alten «Künstlertütli» stattfanden. Die «Baugartengesellschaft», die Zunft zur Saffran und die monatliche Kameraden-Vereinigungen sorgten für gesellschaftlichen Umgang mit seinen Zeitgenossen.

Als Mitglied der «Museums-Gesellschaft» besuchte Heinrich Ernst täglich den Lesesaal um sich durch die Lieblings-Zeitungen auf dem Laufenden der kommerziellen und politischen Ereignisse zu halten. Über die letzteren liebte er mit seinen Zeitgenossen zu disputieren, trotzdem seine Auffassung gern zu einem gewissen Pessimismus neigte, welchen die meisten Kollegen nicht teilen konnten. Konservativ veranlagt, konnte Heinrich Ernst z. B. von Anfang an dem «Referendum» nicht zustimmen, und gab natürlich bei Wahlen in erster Linie den konservativen Kandidaten seine Stimme, oder protestierte durch ein konsequentes «Nein» bei städt. oder staatlichen Abstimmungen gegen große Kreditbewilligungen oder gegen Konzessionen an die Liberalen oder an die «Linken».

Mit viel Energie brachte er sein Geschäft so weit, daß er seine Familie daraus erhalten konnte bis zur Volljährigkeit seiner Söhne. Jedoch bei dem vorsichtigen Prinzip, sich nicht in Spekulation einzulassen und nur ein Geschäft abzuschließen, das einen, wenn auch bescheidenen Gewinn voraussehen ließ, verringerten sich die Konjunkturen je länger je mehr. Die alten guten Geschäftsfreunde starben, neue Verhältnisse traten ein, welche Heinrich Ernst vor die Alternative stellten, entweder

neue Ressourcen zu suchen oder die Prinzipien zu verlassen. Nach sechs magern, zum Teil verlustreichen Jahren veranlaßte ihn der im Jahre 1901 erfolgte Eintritt des zweiten Sohnes ins Geschäft, auf eigene Rechnung zu spinnen und zu zwirnen. Das brachte neue Anregung und zum Teil moralische und pekuniäre Befriedigung. Der Zweck dieser Operationen war, durch Verwendung neuer Provenienzen Ersatz für altbewährte Marken zu schaffen und die Verbindungen mit den früheren Lieferanten und Käufern wieder herzustellen.

Als aber die Konkurrenz anfang durch Unterbieten das Geschäft schwieriger zu gestalten, während die Spekulation auf dem Cocons-Markt und immer wiederkehrende Erhöhung der Façonpreise die Abschlüsse empfindlich erschwerten, da reduzierten sich die Aussichten für die Zukunft abermals, umsomehr als Heinrich Ernst sich nicht entschließen konnte, vom Grundsatz, sich nicht in Geschäftsspekulationen einzulassen, abzugehen.

Ein besonderes Band knüpfte Heinrich Ernst mit seinem Bruder Robert, der ihm später die Verwaltung seines Vermögens anvertraute. Heinrich Ernst unterzog sich dieser Nebenbeschäftigung mit einer musterhaften Gewissenhaftigkeit bis zum Tode des Bruders (im Jahre 1905). Drei mal wöchentlich machte er den Weg ins Krankenasyll Neumünster, wo Robert Ernst die zwei letzten Jahre verlebte.

Den schwersten Schlag traf den Verstorbenen im Jahre 1895 (25. Mai) durch den plötzlichen Tod des geliebten erstgeborenen Sohnes Heinrich,

welcher kurz vorher das Übergangs-Diplom seiner chemischen Studien bestanden hatte. Fast zu gleicher Zeit, enthüllte ihm der Haupt-Konsument bei einem Geschäftsbesuch, daß die bisherigen halbjährlichen Lieferungs-Abschlüsse nicht weiter geführt werden können. Damit war gleichsam dem Geschäft der Lebensnerv abgeschnitten. Was Wunder, wenn dies schwere Jahr 1895 die Lebensenergie des sonst noch rüstigen Sechziger erschütterte!

Als langjähriges Mitglied der Sektion Uto des Schweiz. Alpenklubs liebte Heinrich Ernst die Berge und gelegentliche Touren. In früheren Jahren bestieg er u. a. den Urirotstock, das Eggishorn, den Oberalpstock, welche Leistungen er mit etwelchem Stolz oft erwähnte. Später führte er gerne mit seiner Familie kleinere Bergtouren aus.

Jeden Sommer (sofern es der Geschäftsgang erlaubte) wurden die Ferien zu einem Aufenthalte in mittlerer Höhenlage verschiedener Kantone zugebracht, oder es wurden kleinere Touren ins Berner Oberland, Wallis, Chamonix usw. unternommen in Begleitung der Söhne.

Die Anlage zu Bronchial-Katarrh zeigte sich mit dem zunehmenden Alter immer mehr, so daß ihm wiederholt Kuren zur Linderung des Übels verschrieben werden mussten. Außerdem geboten rheumatische Schmerzen wiederholte Kuren in Wildbad (Schwarzwald). Vier mal reiste Heinrich Ernst mit seiner Gattin dorthin, dreimal mit gutem Erfolg, während beim letzten Mal (1909) deutlich zu erkennen war, daß die nach und nach geschwächte Konstitution die Badekur nicht mehr vertrage.

Ungeachtet der Mahnungen der Ärzte setzte er nachher die Seebäder jeweils fort, bis am 1. September 1909 ein Schlaganfall ihn für längere Zeit ans Krankenlager band. Nur langsam erholte er sich soweit, daß er am Stock wieder gehen, und in Begleitung kleine Spaziergänge machen konnte. Aber die Kraft war gebrochen; schwer kam ihm die Untätigkeit und Abhängigkeit von der Pflegerin an, aber er überwand diese Prüfung und ergab sich je länger je mehr in seine Lage, dankbar für treue Pflege, vergnügt in seiner Beschaulichkeit. Das leicht erregbare Temperament hatte sich beruhigt und er wurde in seiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit immer empfänglicher für jede Abwechslung, welche ihm durch Besuche seiner inzwischen verheirateten Söhne, der beiden Schwiegertöchter, zweier Enkel, sowie weiterer Verwandte und Freunde zuteil wurde. Mit väterlicher Liebe nahm er die Schwiegertöchter in den engern Familienkreis auf.

Heute erscheint es klar, daß der göttliche Meister seinen Pilger auf diese Weise in die Hand nehmen mußte, um ihn die Früchte der Ruhe und der Sorglosigkeit genießen zu lassen und ihn zuzubereiten auf sein Lebensende.

Wir sind aus dem Z: zart und zähe, meinte Heinrich Ernst oft, wenn er seine unermüdliche älteste Schwester, Frau Geßner und den Bruder, Prof. Dr. Fritz Ernst mit oft stark erschütterter Gesundheit doch verhältnismäßig frisch die Schwelle der 80 überschreiten sah und selbst noch als 72jähriger eine Lungenentzündung durchmachte.

Am 26. August 1912 feierte die engere Familie den vierzigjährigen Hochzeitstag, obwohl das Familienoberhaupt die Bedeutung des Tages nicht mehr recht zu fassen vermochte.

Die letzte Weihnachtsfeier im Familienkreise verlebte Heinrich Ernst noch bei relativem Wohlbefinden, ohne sich jedoch über das zu äussern, was um ihn her vorging, während er sich vor einem Jahre noch gerührt freuen durfte über das durch gemeinsamen Gesang belebte Familienfest.

Dann aber kam, worauf die Angehörigen immer mehr gefaßt sein mußten: Ein neuer Hirnschlag, der ihn Sonntag, den 5. Januar vormittags ans Krankenlager fesselte. Eine dazu kommende Lungenentzündung ließ den Seinigen wenig Hoffnung mehr für sein Aufkommen, um so weniger als er die Aufnahme jeglicher Nahrung verweigerte und dadurch bedenklich abschwachen mußte. Es zeigte sich auch bald eine Lähmung der linken Seite. Mit jedem Tag wurde die Sprache mühsamer; was den Kranken jedoch nicht hinderte, etwa nach einer erquickenden Nacht einem gewissen Humor Ausdruck zu geben. Wachte er etwa aus dem schmerzlosen Schlummer auf, so erkannte er die Seinen und versuchte, wenn auch immer unverständlicher, mit ihnen zu sprechen. Ob er die ernste Lage seines Zustandes erfassen konnte, vermögen seine Angehörigen nicht festzustellen, oder ob er sich so gelassen und ruhig in das Unabwendbare schicken konnte, wie es nur einem durch längere Läuterung auf das Ende zubereiteten Erdenpilger beschieden sein kann? Weder die Angehörigen noch die treue Pflegerin, welche

erst kurze Zeit vor der letzten Erkrankung den Dienst übernommen hatte, hörten während diesem Krankenlager eine Klage aus seinem Munde, und unter der allmählich fortschreitenden Verdunkelung des Geistes schlummerte der müde Pilger hinüber in die Ewigkeit, Freitag, den 17. Januar, abends 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr, umgeben von seinen Lieben, am Todestag seiner eigenen Mutter.

Möge der Entschlafene nun mit verklärtem Geist recht erfassen, das Wort, das er sich wiederholt als Text für sein Sterben gewünscht hatte:

(Röm. 14, 8): «Leben wir, so leben wir dem Herrn. Sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.»





Zentralbibliothek Zürich



ZM03412840

